

Zu Formgebung
und Ordnungsgestaltung
unseres Zusammenlebens

Konservatismus: Sein Elend, seine Zukunft, sein Glanz

Christoph Böhr

Mit dem Zuruf „Adieu, Kameraden, ich bin ein Gutmensch“ hat Lorenz Jäger in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (am 5. Oktober 2011) die Trennung von seinen langjährigen, ihm im Bekenntnis zu einer konservativen Weltsicht verbundenen Weggefährten bekannt gegeben. Und ganz anders, als das Sprichwort es nahelegt, bringt Jäger zum Ausdruck, dass Scheiden in diesem Fall gar nicht wehtut. Was ist geschehen? Verdient der Konservatismus in Deutschland heute keine Unterstützung mehr?

Tatsächlich gebührt diesem Dokument, als das man den Beitrag Jägers schon im Blick auf seine Tonlage bezeichnen kann, weit über die Entscheidung seines Verfassers – und seine Bedeutung für dessen Leserkreis – hinaus Beachtung.

Der Abschied von einem Milieu, das sich in Deutschland selbst als das „konservative“ bezeichnet, fällt ja, wie man vermuten könnte, vielleicht schon deshalb nicht so schwer, weil die publizistische Aufmerksamkeit, die diesem Milieu geschenkt wird, in einem umgekehrten Verhältnis zu seiner politischen Wirksamkeit steht. Der Jubel im eigenen Lager, wenn gegen bestimmte Entgleisungen unserer Gesellschaft angeschimpft wird, mag noch so laut sein, aber was hilft das, wenn dieses Geschimpfe ohne nennenswerte Folgen bleibt, weil es die große Mehrheit der Gesellschaft kaltlässt? Warum das so ist, könnte zum Anlass für ein fruchtbares Nachdenken genommen werden. Allerdings ist der Hinweis auf

einen fehlenden gesellschaftlichen Einfluss, so bedauerlich oder ärgerlich man das empfinden mag, allein ja doch kein Grund, nach vielen Jahren gemeinsamer Gefährtschaft die Freundschaft zu kündigen, wie Jäger es jetzt tat.

Innere Widersprüche

Mithin sind es andere Beweggründe, die er für seinen Schritt auch tatsächlich geltend macht, Gründe, die in einen schwerwiegenden Vorwurf als den gesellschaftlicher Einflusslosigkeit münden: Wer immer die gleichen Themen in den Vordergrund rückt, da kann man Jäger durchaus folgen, wird schnell zum Langweiler. In dieser Verengung seiner Selbstbezeugung erblickt Jäger eine maßgebliche Ursache für jenen Abschwung, in dessen Sog der Konservatismus in Deutschland seit Längerem geraten ist.

Jägers Abschied ohne Wehmut ist gleichwohl nicht das Ergebnis einer bleiernen Langeweile, die jeder verbreitet, der Tag für Tag die gleichen Fragen mit den gleichen Antworten bedenkt. Er ist auch nicht die Folge einer wechselnden Tageslaune. Sein Abschied hat, wie der Verfasser schreibt, noch andere, tiefere Gründe: Es ist die innere Unschlüssigkeit des – sich selbst so bezeichnenden – deutschen Konservatismus heute, seine disparate Thematik, die damit einhergehende Verwurstelung widersprüchlicher Meinungen, die von Mal zu Mal seiner Selbstbezeugung dienen sollen, kurz: der Verzicht auf eine schlüssige, einheitsstiftende Weltsicht – Einstellungen mithin, die

ihn am Ende um keinen Deut besser erscheinen lassen als seine Gegner.

Unverzichtbar ist und bleibt dieses Milieu in der deliberativen Demokratie gleichwohl als Gegengewicht zu herrschenden Mehrheitsmeinungen, als die andere Seite jener politischen Kultur, die sich gern selbst mit einem Alleinvertretungsanspruch versieht und sich modern, progressiv und *gender*-orientiert versteht, als *Mainstream* eben, gegen den zu schwimmen in den Augen der meisten Meinungsmacher zumindest bedeutet, die Grenzen des Anstands zu verletzen. Mit solchen Anmaßungen versucht sich – nicht erst heute – jede Mehrheitsströmung gegen Angriffe zu wappnen. Sie bedient sich damit einer Immunisierungsstrategie, die so alt wie durchschaubar ist. Aber reicht es schon, diese Strategie zu enttarnen und ihr zu widersprechen, um sich das schmückende Beiwort eines Konservativen zu verdienen? Zu dieser Frage lenkt Jäger seine Leser – und zu Recht.

Ohne gedankliche Strahlkraft

Denn die Frage lässt sich ja doch nur mit einem „Wohl kaum“ beantworten. Es reicht wohl kaum aus, den notwendigen und begründeten Widerspruch zum gesellschaftlichen *Mainstream* schon als Ausweis von Konservatismus gelten zu lassen. Was sich heute selbst als konservativ kennzeichnet, hat mit dem, was man sinnvollerweise unter diesem Begriff versteht, oft allenfalls am Rande noch etwas zu tun. Dieses Schicksal teilen im Übrigen alle Strömungen, die sich auf die alten „-ismen“ des neunzehnten Jahrhunderts beziehen: Was ist von ihnen übrig geblieben? Vor zweihundert Jahren waren diese Begriffe in der Lage, wie eine Art Wegweiser verschiedene, teilweise gegenläufige Richtungen anzugeben, von denen man, ohne in Erklärungsnot zu kommen, wusste, welchen Weg sie wiesen. Liberalismus, Konservatismus, Sozi-

alismus – das waren mehr oder weniger fest umrissene Richtungsangaben, die allesamt in weltanschaulichen Überzeugungen ankerten. Was ist davon heute übrig geblieben? Weniger noch als die Schwundstufen dieser einst wirkmächtigen Strömungen lässt sich heute ausmachen, wenn man beispielsweise auf die gegenwärtigen politischen Formationen und ihr Personal in Europa blickt.

Die Mühen der Neubestimmung

Das zeigt: Die alten „-ismen“ haben vorläufig ausgedient. Sie entstammen einer Zeit, in der geistige Strömungen dank ihrer Überzeugungskraft zu gesellschaftlichen Bewegungen wurden. Ihr gesellschaftlicher Einfluss war die Folge ihrer gedanklichen Strahlkraft. Mithin wäre es an der Zeit, neu zu bestimmen, was es bedeutet, ein Konservativer zu sein – auch um des eigenen Einflusses willen.

Dieser Aufgabe will sich niemand unterziehen. Das hat Gründe. Denn die gedankliche Anstrengung, die notwendig ist, um einen zeitgenössischen Begriff des Konservatismus zu entfalten, ist nicht zu unterschätzen. Also belässt man es dabei, den Begriff nur in der Form des Beiwortes zu gebrauchen. Dann meint konservativ zu sein eine Geisteshaltung, die sich zum Habitus verfestigt: nicht unbesehen hinter jeder Fahne, die den Fortschritt verspricht, herzulaufen, das, was sich bewährt hat, zu prüfen, bevor man es auf der Müllhalde der Geschichte entsorgt, widerständig zu bleiben gegenüber allen voreiligen, hitzigen Zukunftsverheißungen – kurz, das zu beherzigen, was Jäger den Konservativen mit auf den Weg gibt: ein Gefühl für das Gewicht der Wirklichkeit zu haben – ein Gefühl, dem sich zwangsläufig eine Neigung zur Mäßigung beigesellt: Was immer du tust, bedenke das Ende. Denn wer sich zu schnell und zu unbedacht bewegt, kann sich von der Wirklichkeit, die er allzu flinken Schrittes durchmisst, gar keinen

Eindruck machen und weiß am Ende gar nicht mehr, wo er sich befindet.

Tatsächlich ist dieser Habitus seit je ein herausragendes Merkmal des Konservativen. Aber dieser Habitus der Entschleunigung, wie ihn die Lebensberater heute ganz allgemein empfehlen, ist auch einem klugen Liberalen, einem gescheiterten Sozialisten und vielleicht sogar einem nachdenklichen Kommunisten nicht fremd. Gibt es, über den Habitus hinaus, einen Inhalt des Denkens, der es verdient, im Hauptwort heute als Konservatismus bezeichnet zu werden? Mir scheint, die Frage lässt sich mit einem klaren Ja beantworten.

Sehnsucht nach Maßstäben

„Adieu!“ ruft Jäger dem Milieu zu, das – ohne Abschiedsschmerz – zu verlassen er sich entschlossen hat. Wer, zumindest hierzulande, beim Abschied „Adieu“ sagt, legt es nicht auf ein Wiedersehen an. Und wie der Rheinländer, bei dem sich diese Grußformel bis heute erhalten hat, weiß: Übersetzt heißt das Wort: „Gott befohlen!“ Will heißen: Ich kann jetzt für euch, von denen ich Abschied nehme, nichts mehr tun. Verlasst euch nicht länger auf mich. Seid deshalb Gott befohlen.

Jäger allerdings belässt es nicht bei diesem letzten Gruß. Das „Gott befohlen“ der Überschrift klingt im letzten Absatz seines Scheidebriefes, als den Oliver Maksan das Abschiedswort Jägers bezeichnet hat, noch einmal an. Dort nämlich gibt er einen Hinweis, was den Konservativen heute umtreibt: nämlich „die Sehnsucht nach Maßstäben, die von oben kommen, vielleicht von Gott“. Treffender als in dieser zudem bemerkenswert schönen Redewendung, denke ich, kann man die Sache des Konservatismus nicht auf ihren Kern zurückführen.

Konservative denken von jeher in der Form von Ordnungen. Oft haben sie in der Geschichte solche Ordnungen verteidigt, selbst dann, wenn sie wussten, dass

sie den Kampf nicht würden gewinnen können. Sie warfen sich dann in die Bresche für eine überkommene, in ihrer Fortdauer bedrohte „alte Ordnung“. Und das brachte ihnen den bis heute wirkmächtigen Vorwurf ein, lieber starrsinnig zurückzublicken, als weitsichtig voranzuschauen. Dabei ging es den Konservativen selbst in solchen Fällen eines aussichtslosen Bemühens doch meist nur um die Bewahrung des Wissens, dass eine schlechte Ordnung immer noch besser ist als keine Ordnung. So jedenfalls denken Konservative. Wer aber will sich heute in der Öffentlichkeit einer solchen Überzeugung anschließen? Und wer könnte, wenn er es täte, dann auf Verständnis und Zustimmung hoffen?

Bewahrung der Ordnung

Und dennoch scheint, auch heute noch, von einem Denken, das sich in der Form von Ordnungen vollzieht, durchaus eine Faszination auszugehen. Der Konservative bekennt sich zu dieser Faszination. Sie gründet, knapp gesagt, in der Vermutung, dass ein Denken in Ordnungen dem Denken Gottes näherkommt, und zwar als die humanere Alternative zu Chaos und Anarchie. Das Denken in der Form von Ordnungen ist die große Provokation für den Unruhestifter, den *Diabolos*, der Ordnung zu beschädigen und Unordnung anzurichten trachtet. Daraus entstehen Verwirrung, Zwietracht und in der Folge Haltlosigkeit, schlimmstenfalls Bürgerkrieg. Das nennen wir heute Desorientierung und Delegitimierung. An die Stelle der *concordia* tritt die *discordia*. Deshalb sind für den Konservativen Verführungen zur Unordnung – zur Ungeordnetheit der Verhältnisse – diabolische Versuchungen. Wer sich, um noch einmal Jäger aufzunehmen, nach Maßstäben, die von oben kommen, sehnt, der kann nicht umhin, in der Form von Ordnungen zu denken. Er unternimmt den Versuch, Ordnung zu schaffen, weil er in der Un-

ordnung immer Unheil und Untergang wittert.

Deshalb hat der Konservative die Überzeugung: Alles hat seine Ordnung, die Welt wie unser Denken über die Welt. Der Angelpunkt dieser Ordnung ist das Recht. Folglich macht es für den Konservativen keinen Sinn, an der falschen Stelle Verzicht zu üben und eine Ordnung nicht erkennen oder begründen zu wollen, sei es durch die Rettung der alten – oder, wo das nicht gelingen kann, durch die Stiftung einer neuen Ordnung. In der Geschichte unserer Kultur waren es ausnahmslos die Konservativen, die Ordnungen gestiftet haben, wenn Unordnung drohte. Und ist nicht auch heute wieder das – manchmal dumpfe, unbestimmte – Gefühl, dass unsere Ordnung aus dem Lot gerät, für viele Menschen Anlass, nach der Position des Konservativen Ausschau zu halten?

Bedrohung durch Freiheit?

Was aber verstehen wir unter dem Begriff der Ordnung? Der Konservatismus tut sich doppelt schwer mit dieser Frage. Denn seine Vorliebe gilt dem Bestand der Ordnung – und seine Abneigung trifft alles und alle, die eine Ordnung gefährden. Und in der Freiheit sieht er deshalb nicht selten eine solche Bedrohung von Beständigkeit. Dem setzt der alte Dubslav von Stechlin, jene literarische Figur, die so eindrucksvoll wie vielleicht keine andere die Denkweise und die Lebensart des Konservativen im gleichnamigen Roman Theodor Fontanes verkörpert, sein Bekenntnis entgegen, indem er vor der Verwechslung von Konservatismus und Stabilität warnt: „„Frei, aber nicht frech“, das ist so mein Satz.“

Das allerdings verkennen Konservative gelegentlich und übersehen dabei, dass eben diese Freiheit, die zweifellos Gefahren einer ständigen Störung von Ordnungen (und Strukturen) in sich birgt, andererseits aber eben jenes Tor ist,

durch das die Ewigkeit Eingang findet in die Zeit. Im Gewissen vollzieht sich dieser Eintritt der Ewigkeit in die Zeit: Ihm entspringt, einem Wort Romano Guardinis folgend, die Geschichte, weil allein die freie Tat des Menschen die Zeit dem Fluss des blinden Zufalls entreißt.

Die Bindung der Geschichte an ihre Verursachung durch die freie Tat mündet in eine Vorstellung von Ordnung, die nicht der Freiheit Grenzen setzt, sondern ihr Raum schafft. Und hier nun liegt der Hund begraben. Eine freiheitliche Gesellschaft ist nichts anderes als die Spielart eines täglichen Bürgerkriegs mit gottlob unblutigen Kämpfen – Kämpfen um Meinungen, Einstellungen und Überzeugungen, Handlungsweisen, Befugnisse und Zuständigkeiten, Mehrheiten und Abstimmungen, kurzum: Die Gesellschaft der Freiheit setzt ein großes Fragezeichen hinter jedwede Vorstellung einer dauerhaften Ordnung. Nicht dass sie keine hätte – oder keine haben wollte. Aber sie ist schnell bei der Hand, Ordnungen abzuschütteln und deren Bestand zu erschüttern.

Recht und Ordnung im Wandel

Das hin- und anzunehmen fällt einem Konservativen mit seinem Verständnis für die schlechthinnige Bedeutung von Ordnungen nicht immer leicht. Im Gegenteil: Eine Gesellschaft, deren Lebenskraft aus dem Meinungskampf erwächst, weckt im Konservativen umso mehr die Sehnsucht nach Einigkeit und Eintracht. Die aber bleibt in der Gesellschaft der Freiheit unerfüllt. In einer Gesellschaft, in der alles – wörtlich: alles – zur freien Beratschlagung freigegeben ist, gilt diese Freiheit der Beratschlagung auch im Blick auf die Grundregeln des Zusammenlebens, die tagtäglich infrage gestellt und neu festgelegt werden – und sich folglich dauernd ändern. Wie will man da Ordnung schaffen, Regeln bestimmen, das Zusammenleben der Men-

schen gestalten? Kurzum: Wo bleibt in diesem Durcheinander die Ordnung?

Tatsächlich ist unsere Ordnung ja auf Schritt und Tritt bedroht. Sämtliche Krisen, die wir derzeit erleben, sind auch die Folge der Tatsache, dass wir in den alten Ordnungen uns nicht mehr in der Lage sehen, die neuen Herausforderungen zu bewältigen. Die Globalisierung und die Finanzökonomie sind solche Entwicklungen, die sich gegenwärtig weitgehend ungeordnet vollziehen. Wo aber Unordnung herrscht, da gibt es keine Verlässlichkeit, geschweige denn Beständigkeit. Und das macht vielen Menschen – und längst nicht nur konservativ Gesinnten – Sorge, wenn nicht Angst. Sie möchten gerne wissen, in welchen Bahnen ihr Leben morgen und übermorgen verläuft. Und da dieses Leben ohnehin riskant genug ist, weil kein Mensch gefeit ist vor Krankheit und Tod, Armut, Schuld und Not, ist der Wunsch allzu verständlich, dass wenigstens im Großen und Ganzen das Leben keinen unwägbareren Überraschungen ausgesetzt ist.

Es geht, so verstanden, um die Ordnung unseres Zusammenlebens in seinem ständigen Wandel. Aus den genannten – und vielen weiteren – Gründen war der Konservatismus immer ein Denken, das vor allem von dieser Frage bewegt wurde: In welcher Ordnung wollen wir leben? Und damit diese Ordnung jene Rechtfertigung wie Zustimmung findet, die sie benötigt, um als Ordnung Dauer und Bestand zu haben, war der Konservative immer bemüht, nach Maßstäben zu suchen, die nicht beliebig ausgesucht sind, sondern von oben kommen. Will heißen: Der Konservative unterzieht Legitimitätsprinzipien einer besonders eindringlichen Überprüfung. Er steht auf der Seite dessen, was wir das „Recht“ nennen: der unverrückbaren Grundlagen sich wandelnder Vorstellungen geordneten Lebens.

Ist das – erstens gefragt – wirklich so altmodisch gedacht, wie es zunächst

vielleicht klingt? Und zweitens gefragt: Hat Jäger recht, wenn er behauptet, das sei nur die Sache von Einzelnen?

Maßstäbe entwickeln

Beide Fragen sind mit einem unmissverständlichen Nein zu beantworten. Dass wir – Deutsche, unsere Nachbarn, die ganze Welt – auf der Suche nach einer neuen Ordnung sind, ist ja mehr eine Binsenweisheit als eine Neuigkeit. Und dass es da, wo es um die Ordnung des Zusammenlebens geht, nicht allein dem Einzelnen überlassen bleiben kann, nach Maßstäben für den Aufbau einer Ordnung zu suchen, liegt auf der Hand.

Also wäre es die Aufgabe eines zeitgenössischen Konservatismus, jene Maßstäbe zu entwickeln, „die von oben kommen“, wie Jäger zutreffend schreibt, und zugleich jene befriedende Wirkung haben, die von einer Ordnung unseres Zusammenlebens erwartet werden muss. Eine Lösung dieser Aufgabe eröffnet sich im Blick auf die Weite des zeitgenössischen Denkens – und keinesfalls nur jenes Denkens, das sich selbst als konservativ bezeugt.

Fragen nach dem Warum und Wozu

Die Moderne stolpert inzwischen über die Frage, in welchen Überzeugungen sie sich verankert. Lange hoffte man, dass sich eine Antwort – und mit ihr auch die Frage – erledigen werde. Die Postmoderne betrachtete die Frage als überflüssig. Aber die Sehnsucht des Menschen, das Warum und Wozu kennenzulernen, lässt sich nicht so einfach erledigen, wie manche Zeitgenossen hofften. Diese Geisteshaltung nämlich, die Frage der Verankerung einer Ordnung willkürlich oder gar nicht zu beantworten, mündet mit der Abschaffung der Frage nach dem Wozu in die Abschaffung des Menschen (Friedrich H. Tenbruck) selbst. So jedenfalls kann man, leicht vereinfachend, die Schlussbilanz des zwanzigsten

Jahrhunderts in Worte fassen. In diesem Jahrhundert wurde nahezu alles erprobt, was Menschen in den Sinn kommt, wenn sie die Frage nach einer Verankerung der Ordnung ihres Zusammenlebens beantworten sollen. Deswegen ist es so lebenswichtig, diese Erfahrungen nicht zu vergessen, wenn sich heute die Frage nach einer Teleologie des Politischen wieder und neu stellt.

Auf die Frage, worin sich die Moderne verankert, gibt es eine Antwort, die uns heute mehr und mehr bewusst wird. Es ist dies eine Antwort, die das philosophische mit dem politischen Denken verbindet – und die man als die Eröffnungsbilanz des einundzwanzigsten Jahrhunderts verstehen kann. Sie findet sich im Denken Gottes – einem besonderen Denken über Gott, jenem Denken, das man als das politisch-theologische Denken bezeichnen kann und das sichtbar wird, wenn man daran erinnert, dass unsere zeitgenössischen Verfassungen sich in dem Grund verankern, den sie zu schützen versprechen und um dessentwillen wir ihnen Gehorsam schulden: dem Leben des Menschen und dem Schutz seiner Würde.

Vollendung der Moderne

Das Leben und seine Würde zu begreifen als jenen Maßstab, der von oben kommt, um es in der wirklich glücklichen Redewendung Jägers noch einmal zu sagen, und im Schutz dieses Lebens jene Ordnung zu sehen, in der wir selbstbestimmt unser Zusammenleben einrichten, ohne dabei die *Conditio sine qua non* jeder Selbstbestimmung, also das Leben selbst, zu verleugnen: Diese Aufgabe steht heute an der Schwelle, die wir überschreiten müssen, damit die Moderne vor ihrer Selbstzerstörung bewahrt werden und zu ihrer Vollendung finden kann. Und ebendiese Ordnung, die Gott und Welt miteinander verbindet, zu entwerfen ist die Aufgabe des Konservatismus heute – nicht weil er

es sich selbst so ausgesucht hätte, sondern weil weit und breit niemand außer ihm in der Lage ist, ein dem genannten Maßstab getreues Denken zu einer Ordnungsvorstellung zu entfalten. Und, nebenbei bemerkt, weil es lohnt, die Moderne zu retten, zumal wir ohnehin nicht mehr hinter sie zurückfallen können (und wollen).

Selbstfindung und Formgebung des Konservativen

Aber umso wichtiger wäre es, dass sich ebendiese Moderne allmählich klarmacht, was es für die säkulare Gesellschaft bedeutet, einem Maßstab zu folgen, der von oben kommt, „vielleicht von Gott“. Und ebenso wichtig wäre, dass der Konservatismus heute sich nicht mehr selbst vor allem als Grundwiderspruch zur Moderne begreift. Vielleicht hängen sogar die Hoffnungen auf ein Überleben der Moderne davon ab, ob der Konservatismus Bereitschaft zeigt, in jene Reflexion über sich selbst einzutreten, die der Anbeginn aller Formfindung als Theorie ist. Möglicherweise muss heute der Konservatismus, zu dessen Stärken immer die Kraft der Formgebung zählte, sich zunächst in ein Verhältnis zu sich selbst setzen – um im Wissen um die ihm eigene Kraft sich selbst jene Form geben zu können, die nur aus der Schlüssigkeit des Gedankens entwickelt werden kann.

Ob es gelingt, die Weichen im Denken so zu stellen, hängt davon ab, ob wir uns ausreichend deutlich machen, was es bedeutet, im Leben und seiner Würde jenen Maßstab zu entdecken, der unserer Kultur ihr Gepräge und der Politik ihren Auftrag weist – also der Ordnung, in die wir uns, wenn wir den Geschäften des Alltags nachgehen, stellen wollen, indem wir uns ihre Regeln aneignen. Das wäre ein Gedanke, über den der Konservatismus unserer Tage zu neuer eigener Schlüssigkeit finden könnte. Dann aber wäre nichts wichtiger, als sich in jene Auseinandersetzung zu stürzen, die längst



*In der literarischen Figur des
Dubslav von Stechlin setzt
Theodor Fontane der
Denkweise und Lebensart des
Konservativen ein Denkmal.
Dieser widersteht der Verwechs-
lung von Konservatismus und
Stabilität: „Frei, aber nicht frech“,
das ist so mein Satz.“ Hier:
Theodor Fontane *1819, †1898)
in seinem Arbeitszimmer,
zeitgenössischer Holzstich.*

© picture-alliance/akg-images

Foto: akg-images

über unser Verständnis von Wert und Würde des menschlichen Lebens eingesetzt hat. Was heißt es, dass menschliches Leben einen unschätzbaren Wert und seine Würde eine unantastbare Geltung besitzt? Was ist gemeint, wenn wir den Menschen um seiner selbst willen schützen wollen und die Gewährleistung dieses Schutzes in den Rang eines Legitimationsprinzips aller Vergesellschaftung erheben, also zum Grund der Gründung unseres Gemeinwesens und damit zur uns allen gemeinsamen Sache des Volkes – wie Walter Schweidler es treffend ausspricht – machen? Um diese – und nur um diese – Frage geht es am Ende im weiten Bogen aller gesellschaftlichen Aufgaben, die ungelöst vor uns liegen: von den Schwerpunkten der Forschungsförderung über den Mindestlohn bis zur Gestaltung unserer Außenbeziehungen.

Wie viele aus dem Milieu, das wir derzeit das konservative nennen, werden an der Beantwortung dieser Frage mitwirken wollen? Und wie viele aus diesem Milieu bekennen stattdessen voller Stolz ihre Abneigung gegen alles, was gedankliche Anstrengung erforderlich macht? Ohne Frage: Die Aufgabe, den Konservatismus der Gegenwart als Theorie zu fassen, ist schwer. Aber sich dieser Auf-

gabe zu stellen bietet einen Fluchtpunkt jenem Denken, das in unserem Land seit Langem auf der Suche nach seiner Perspektive ist: dem konservativen eben – einem Denken, das um die Frage ringt, was es heißt, in der Welt an Gott zu denken, wenn vom Menschen die Rede ist, also das göttliche Gesetz zu bewahren in den täglichen Allerweltsfragen des menschlichen Lebens. An einem in diesem Sinne zu sich selbst findenden Konservatismus müssten selbst die erbittertesten seiner Gegner wohlwollend Anteil nehmen wollen.

Weg der Weltbewahrung

Der Glanz des Konservatismus geht aus von seiner Kraft zur Formgebung, wo sich ansonsten alles verflüchtigt, und seiner Fähigkeit, Ordnung zu stiften, wo sich ansonsten alles verliert. Seine große Stunde schlägt immer dann, wenn nicht alte Ordnungen verteidigt werden wollen, sondern neue Ordnungen begründet werden müssen. Es wäre an der Zeit, dass sich die Konservativen daran erinnern und formgebend gestalten, was einer neuen Ordnung bedarf: die Zukunft. Und dabei zu beherzigen wäre jenes achte Gebot, das Gerd-Klaus Kaltenbrunner dem Konservativen ins Stammbuch schreibt: „Begriffe“, so rät Kalten-

brunner in seiner Streitschrift *Wege der Weltbewahrung* schon 1985, „daß der Konservative heute und morgen einer fundierten Theorie bedarf, also gerade dessen, wozu er sich bislang oft und nicht ohne Stolz für unfähig erklärte.“ In der Tat: Dass der Konservatismus heute so wenig Anziehungskraft hat, liegt ganz offenkundig auch, vielleicht sogar vorrangig daran, dass er einen Gemischtwarenladen betreibt, viele beklagenswerte Missstände beim Namen nennt und sich in zahllosen Gegnerschaften aufreibt, dabei aber keinem in sich schlüssigen Gedanken folgt, der seinem Denken eine Form geben könnte.

Über die Sorge für morgen hinaus

Ob der Konservatismus, wenn er sich denn dieser Aufgabe stellt, zu Mobilisierung und Populismus fähig ist? Man findet gute Gründe, die Frage zu verneinen. Vielleicht ist der Populismus sogar der Tod des Konservatismus. Massenbewegungen in Gang zu setzen war die Sache der Konservativen nie. Die nämlich verstanden sich meist als Einzelgänger. Der Konservative sucht seine Wirkung nicht über die Parole, sondern baut auf das Argument. Viel ist damit, früher wie heute, nicht zu erreichen. Aber das wenige, was gewonnen wird, ist oft das, was auf Dauer bleibt. Und das stimmt den Konservativen, für den Selbstbescheidung ohnehin kein Fremdwort ist, schon mehr als zufrieden.

Es ist jetzt, fast auf den Tag genau, vierzig Jahre her, dass der schon erwähnte und wahrscheinlich herausragendste Konservative der Bundesre-

publik Deutschland, Gerd-Klaus Kaltenbrunner, sein Buch *Rekonstruktion des Konservatismus* veröffentlichte. Seinen einleitenden Beitrag, den er *Der schwierige Konservatismus* überschrieb, beendete Kaltenbrunner mit der Formulierung einer Programmidee: „Als Treuhänder der *memoria* ist der Konservatismus in einer Welt des Verschleißes, die Gedächtnis, Überlieferung, Dauer, ja schon bloße Haltbarkeit [...] sukzessive liquidiert, notgedrungen eben nicht, was ihm die Gebildeten unter seinen Verächtern unterstellen, affirmativ und Status-quo-selig, sondern: *Widerstand*. Er ist Widerstand gegen die Zumutung, es sei dem Menschen bestimmt, nach einer Selbsteinschätzung (sc. Adolf) Eichmanns, ‚eine Null, eine kleine Schraube in einer Riesenmaschine‘ zu sein, oder zwischen Schock und Süchtigkeit zu vergehen. Der Konservatismus ist sich nur zu schmerzlich bewußt, daß Überlieferung, Bewahrung und so etwas wie die Dankbarkeit zu sein nur dann zu vollziehen sind, wenn auch noch dem geringsten Zeitgenossen die Möglichkeit gegeben wird, am Reichtum eines nicht mit dem Tag vergehenden Erbes teilzuhaben. Das heißt aber [...], den Menschen materielle Bedingungen zu verschaffen, die es ihnen gestatten, über die Sorge für morgen hinaus, sich auch jenen guten Werken und höheren Hoffnungen zu widmen, ohne die ein Leben nicht anständig und sinnvoll sein kann.“ Kann ein Plädoyer für den Konservatismus heute, vierzig Jahre nachdem diese Zeilen geschrieben wurden, besser und treffender in Worte gefasst werden?